

# Grundzüge der Geopolitik

in Anwendung auf Deutschland

von

Dr. Hans Sinner

Mit 42 Abbildungen, Kartenskizzen, Karten und Tabellen



München und Berlin 1928  
Druck und Verlag von R. Oldenbourg



## Vormort.

Es dürfte in Deutschland noch viel zu wenig bekannt sein, daß nur die Kenntnis der geopolitischen Zusammenhänge dem Staatsmann und Politiker den Weg weist zu nutzbringender, seinem Lande und Volke dienender Wirksamkeit. Ja, es sollte eigentlich jeder Staatsbürger, der wählen darf, wenigstens mit den Grundwahrheiten und -gesetzen der Geopolitik vertraut gemacht werden, da er sonst unfähig ist, sich ein richtiges Urteil zu bilden und so seinen staatsbürgerlichen Pflichten in ersprießlicher Weise nachzukommen und den Staat wieder hochbringen zu helfen.

Namentlich wir Deutsche, die wir so viel vom notwendigen Wiederaufbau sprechen, haben uns mit der Geopolitik zu befassen, die allein uns das nötige Rüstzeug dazu liefert, die uns zeigt, welcher Weg aus unserer Not heraus zum Ziele, zur Wiederherstellung eines lebensstarken Staates, führt. Läßt doch die Geopolitik erkennen, wie eng die Beziehungen sind zwischen der politischen Kraft und dem Raum, zwischen den politischen Geschehnissen und dem Boden, womit sie erst das richtige Verständnis der Geschichte vermittelt. Außerdem ist es unerläßlich, daß wir die geographischen und geopolitischen Absichten und Pläne unserer ehemaligen Gegner und unserer Nachbarn, ihre Einstellung zu grundlegenden, für uns lebenswichtigen geopolitischen Fragen kennen lernen, da wir ihnen nur dann erfolgreich begegnen können.

Gerade der Weltkrieg hat gezeigt, wie wichtig für uns Deutsche geopolitisches Wissen ist, wie verhängnisvoll dagegen geopolitische Unkenntnis sich auswirkt. Daher hat das bayerische Unterrichtsministerium noch vor dem Ende des Krieges in der richtigen Erkenntnis der Wichtigkeit geo- und weltpolitischer Grundlagen deren Behandlung in der 9. Klasse verlangt. Mit der vorliegenden Arbeit, dem Ergebnis achtjährigen Schaffens, bezweckt der Verfasser die Vermittlung grundlegender geopolitischer Kenntnisse und deren stete Anwendung auf Deutschland und auf das deutsche Volk und schließlich die Darbietung einer zusammenfassenden systematischen Darstellung der geopolitischen Geschehnisse auf deutschem Boden, im deutschen Volke und in der deutschen Geschichte in ihrem Zusammenhang. Auch der erste Teil, der

die geographischen Grundlagen des Staates und geo- und weltpolitischer Probleme behandelt, gruppiert sich um einen Kern, um einen Mittelpunkt, und dieser ist das ganze deutsche Volk. Zuletzt wird das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland und das weltpolitische Streben dieses Nachbarn näher erörtert, da es von Deutschlands Nöten nicht zu trennen ist. Auf Verlangen des Unterrichtsministeriums wurde noch ein Anhang beigefügt.

Durch diese Stoffverteilung bekommt der Deutsche, der angehende Akademiker, erst ein klares Bild von der riesengroßen Bedeutung des Verhältnisses zwischen Boden und Menschen und zwischen Raum und politischer Kraft, ein Bild von der Kunst des politischen Handelns um Lebensraum auf der Erde. Damit gelangt er zur heilsamen Erkenntnis der vielen Sünden, die wir Deutsche gegen die geopolitischen Gesetze im Laufe einer langen Geschichte begangen haben, aber auch zu der Erkenntnis der wirklichen Lebensnot, in der alle Deutsche auf der Welt, besonders Europas, sich befinden, andererseits auch noch zu der Erkenntnis der Wege, die in Zukunft von den Deutschen einzuschlagen sind.

Im allgemeinen Teil wurde der von Eupan in seiner Polit. Geogr. gegebene Rahmen in großen Zügen beibehalten, da dessen Einteilung sehr übersichtlich erscheint. Aber es wurde vieles neu eingefügt und sachlich das meiste nach eigenen Ideen dargestellt, wobei oft ganz neue Wege betreten wurden. Der lebendigen Anschaulichkeit dienen die 42 Abbildungen, Karten, Skizzen und Diagramme, vorwiegend Originalzeichnungen des Verfassers, deren klare Übersichtlichkeit den Leser fesseln und den Text vortrefflich erläutern soll. Es wurde ferner auf eine sachliche, aber lebhaftere Darstellung Gewicht gelegt, wodurch die Aufmerksamkeit und Teilnahme des Lesers geweckt und die Spannung erhöht werden soll. Jede politische Einseitigkeit oder parteipolitische Einstellung ist streng vermieden und man wird überall das Bestreben nach möglicher Objektivität erkennen.

Da der Stoff und damit auch das Buch bei aller Beschränkung auf das Wichtigste sehr umfangreich ist, dürfte hier eine neue unterrichtliche Methode einzuschlagen sein, die gleichzeitig zu selbständigem Denken und Arbeiten, zu kritischer Untersuchung und zur Bildung eines eigenen Urteils erzieht. Das ist eine neue Art des Arbeitsunterrichtes. Die ganze Klasse hat den neuen Stoff selbständig zu Hause zu erarbeiten und ein Schüler sodann im Unterricht darüber zu berichten, unterstützt in anregender Aussprache von den andern, geleitet vom Lehrer, der doch etwaige Erklärungen und Ergänzungen gibt. Zur Erleichterung der Übersichtlichkeit ist in dem Buche der Gedankengang, der rote Faden oder Plan überall deutlich im Druck hervorgehoben, so daß man sich leicht zurechtfindet.

Das Buch soll aber nicht nur den angehenden Akademiker und künftigen Führer des Volkes mit den notwendigsten Voraussetzungen zu erspriesslicher Wirk-

samkeit am Dienste des Vaterlandes bekanntmachen, nein, es soll — und das war sein ursprünglicher Zweck — allen deutschen Staatsbürgern beiderlei Geschlechts, gleich welchen Standes und welcher politischen Überzeugung, das unentbehrliche Rüstzeug verschaffen, um die Nöten und Aufgaben des einzelnen wie des ganzen Volkes zu erkennen und darauf ihre politische und staatsbürgerliche Einstellung zu gründen. So möge das Buch der Führer sein, den viele schon schmerzlich entbehrt haben!

Dem Verlag R. Oldenbourg gebührt wärmster Dank für die Drucklegung und gute Ausstattung des Buches.

**Der Verfasser.**



# Inhalt.

	Seite
<b>A. Allgemeiner Teil. Geographische oder natürliche Grundlagen des Staates mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und des Deutschtums . . . . .</b>	1—94
I. Das Wesen des Staates. Aufgaben der Geopolitik . . . . .	1—2
II. Geographische Grundlagen des Staates . . . . .	2—94
1. Die Gestalt der Staaten und Deutschland: a) Ein- und Mehrteiligkeit. b) Umrißformen. c) Grenze (Beschaffenheit, Stärke und Schwäche der Grenze, „Natürliche“ Grenzen) . . . . .	2—15
2. Die Lage der Staaten und Deutschland: Breiten-, Geographische, Politische Lage (Binnen- und abge sonderte, Küstenlage, Meer- und Landengen. Durchgangsländer, Zentral- oder Mittellage) . . . . .	15—22
3. Der Bau der Staaten und Deutschland . . . . .	23—81
a) Physischer Bau: Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit, Bedeutung der Flüsse, Festlandschaften . . . . .	23—26
b) Völkischer Bau und das deutsche Volk: der Lebenswille als Grundziel, der Kraft- oder Machtwille, die nationale Idee. Völkische Gleichartigkeit, Nationalstaat. Völker- oder Nationalitäten-, falscher Nationalstaat. Der Nationalitätsgedanke und das Selbstbestimmungsrecht. Das wahre Gesicht der Selbstbestimmung. Das Selbstbestimmungsrecht als Störenfried. Seine Durchführung. Rassenproblem. Nationale Minderheiten oder unerlöste Gebiete. Rechte der nationalen Minderheiten. Ihre Verteilung und die der unterdrückten Völker. Bestrebungen der Minderheiten . . . . .	26—55
c) Wirtschaftlicher Bau und Deutschland: Gesetzmäßigkeit der Erzeugnisse, Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch. Ackerbau- und Industrie staat. Krankheiten der Weltwirtschaft (Ol-Weltpolitik). Autarkie, Bruttoländer. Handel und Verkehr, Verkehrswege und -mittel, zwischenstaatliche Verkehrsstraßen. Das Meer, Freiheit der Meere . . . . .	56—81
4. Die Größe der Staaten und Deutschland . . . . .	81—93
a) Großmacht, Ausdehnungspolitik, das Denken in Räumen. b) Organisches und unorganisches Wachstum. c) Geopolitische Grundlagen der Ausbreitung und Kolonisation. d) Hauptwege der Ausbreitung. . . . .	81—90
e) Überschätzung des Raumes, aktive und passive Räume, Raumerfüllung. f) Bedeutung der Bevölkerung, Weltmacht. g) Arten und Bedeutung der Kolonien . . . . .	90—93
5. Zusammenfassung. Literatur . . . . .	93—94
<b>B. Geopolitische Fragen im Zusammenhang mit dem deutschen Volke. . . . .</b>	95—272
I. Deutschland als Weltmacht . . . . .	95—157
1. Geopolitische Grundlagen Deutschlands vor 1914: Unser Recht auf Weltmachtstellung. a) einstige Hemmnisse, b) einstige Förderungen . . . . .	95—97
2. Zwangsweg zur Weltwirtschaft und Weltpolitik. Gründe zur Erwerbung von Interessengebieten und Kolonien . . . . .	97—100
3. Hauptwege deutscher Ausbreitung . . . . .	100—114
Festländische Ausbreitung: a) Die geschichtliche und geographische Ausbreitung der Deutschen nach Osten. b) Die Ausbreitung nach Südosten als Weltmacht . . . . .	100—111
Ozeanische Ausbreitung, Aufblühen der Kolonien . . . . .	111—114

	Seite
4. Deutschland als Weltmacht: a) Außenhandel, Industrie, Weltverkehr. b) Binnenverkehr. c) Zusammenfassung . . . . .	114—116
5. Deutschlands Weltpolitik: a) Aufgaben der deutschen Weltpolitik. b) Ihre schwierige Lage. c) Mittel und Wege, Schwächen . . . . .	116—123
6. Zusammenbruch: a) Die Schuld am Weltkriege. b) Ursachen des Zusammenbruchs. c) Vernichtung unserer Weltmachtstellung. d) Unsere drückende Lage . . . . .	123—137
7. Zukunftsmöglichkeiten: a) Ausichten einer Wiederaufrichtung, Geopolitische Hemmnisse und Förderungen. b) Die Wiederaufrichtung eine Lebensfrage. c) Wege dazu. Literatur . . . . .	137—157
<b>II. Groß- oder Nationaldeutschland . . . . .</b>	<b>157—199</b>
1. Unser Recht auf Großdeutschland . . . . .	157—165
2. Das Grenzlanddeutschtum . . . . .	165—199
a) Die Westmarken: Elsaß-Lothringen. Saargebiet. Luxemburg. Arel, Moresnet, Eupen-Malmedy, Monschau (Belgien) . . . . .	165—170
b) Flandern, Holland . . . . .	170—174
c) Die Nordmark . . . . .	174—175
d) Die Ostmarken: Memelland (Litauen). Danzig, Westpreußen, Posen, Oberschlesien (Polen). Sudetendeutschland (Tschechei) . . . . .	175—187
e) Die Südmarken: Deutsch-Osterreich. Ebenburg (Ungarn). Untersteiermark, Wochein und Tarvis—Pontafel (Südslavien). Deutsch-Südtirol (Italien). Liechtenstein . . . . .	187—195
f) Die Deutschschweiz. g) Zusammenfassung. Literatur . . . . .	195—199
<b>III. Frankreich und Deutschland . . . . .</b>	<b>199—232</b>
1. Frankreichs Ausbreitung nach Osten. Literatur . . . . .	199—215
2. Frankreichs Zukunftspläne . . . . .	215—222
3. Französische Weltpolitik. Hauptwege der Ausbreitung . . . . .	222—227
4. Bedeutung des französischen Kolonialreiches. Die schwarze Gefahr. Panafrika. Literatur . . . . .	227—232
<b>IV. Zusammenfassung. Deutschland und die Welt . . . . .</b>	<b>232—259</b>
1. Allgemeines . . . . .	232
2. Europa . . . . .	232—237
3. Mittelmeerfragen . . . . .	237—239
4. Der nahe Orient, Indischer Ozean . . . . .	239—245
5. Die ostasiatische Frage . . . . .	245—252
6. Der Stille Ozean . . . . .	252—253
7. Gegensätze zwischen den angelsächsischen Weltmächten . . . . .	253—256
8. Bedeutung des Deutschtums in der Welt. Literatur . . . . .	256—259

## A. Allgemeiner Teil.

# Geographische oder natürliche Grundlagen des Staates mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und des Deutschtums.

### I. Das Wesen des Staates.

#### Aufgaben der Geopolitik.

Der Staat ist (nach Supan) geographisch ein Naturwesen, ein fest begrenztes Gebiet, dessen Grundbestandteile Land und Volk bilden. Diese beiden stehen zueinander in engster, wechselseitiger Beziehung, die von der Staatsgewalt zu leiten und zu fördern ist. Das Volk sucht das Land oder den Raum zu erfüllen, auf dem es erst seinen Staat aufbauen kann.

Dem Verhältnis zwischen den zwei Grundelementen wendet in erster Linie die Geopolitik ihre Aufmerksamkeit zu. Sie ist (nach Haushofer) die Wissenschaft von der politischen oder staatlichen Lebensform im Lebensraum, in ihrer Erdgebundenheit und Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung oder die Kunst des politischen Handelns im Daseinsringen der staatlichen Lebensformen um Lebensraum auf der Erde.

Sie gewährt also Einblick in die Lebensmöglichkeiten und Daseinsnotwendigkeiten eines Volkes, lehrt, welche Einflüsse aus der Natur des Lebensraumes eines Volkes heraus dessen Politik beeinflussen und dessen Geschichte, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung bestimmen, und untersucht die engen Beziehungen zwischen der politischen Kraft und dem Raum.

Da sie außerdem zeigt, wie sich die Macht über den Erdball verteilt und in ihrer Erdgebundenheit verschiebt, so ist sie die Vorbedingung nicht nur weitreichender Wirtschaftsführung, sondern auch der Weltpolitik.

Die Geopolitik bedient sich als Hilfswissenschaften der politischen Geographie, deren praktische Anwendung sie eigentlich darstellt, der Länder- und Völkerkunde, manchmal auch der Geologie, mehr noch der Kultur- und Wirtschaftsgeographie und besonders der Geschichte.

Ohne geopolitisches Denken ist eine richtige Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten unmöglich.

Zu den äußeren geographischen Grundlagen des Staates rechnet man nach Supan Gestalt, Lage und Größe, zu den inneren zählt der Aufbau. Sie werden immer daraufhin angesehen, ob sie den Staat schwächen oder stärken.

Die Geschichte, das ganze Leben eines Volkes oder Staates, bestimmt entweder der gesunde Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb, der aus den Lebensnotwendigkeiten erwachsene Lebenswille oder der ungesunde, unvernünftige Egoismus, geboren aus verwerflicher Leidenschaft, der mit Schlagworten arbeitet.

Auch im Leben der Völker herrscht wie in der Natur ein fortwährender Kampf ums Dasein, der nicht selten zu kriegerischen Verwicklungen führt, zum Teil veranlaßt durch den Grundsatz: „Gewalt geht vor Recht“, oder nur der Stärkere und Gesündere, der mit starkem Willen zum Leben Ausgestattete, hat ein Recht zu leben.

Man muß sich hüten, in der Geopolitik mit Sentimentalität zu arbeiten, die keinen starken Lebenswillen kennt, sondern es gilt auch für ein Volk im Sinne seiner Erhaltung der Spruch: *Primum vivere, deinde philosophari*.

## II. Geographische Grundlagen des Staates.

### 1. Die Gestalt der Staaten und Deutschlands.

#### a) Ein- und Mehrteiligkeit.

Am Staatskörper tritt vor allem die Gestalt in Erscheinung. Nach der äußeren Gestalt, nach der Geschlossenheit, kann man (nach Supan) einfache und mehrteilige Staaten unterscheiden. Zu jenen gehören die Schweiz, Deutsch-Osterreich, Belgien. Wenn die Grenzlinie ohne Unterbrechung in sich zurückläuft, so ist der einfache Staat am geschlossensten.

Zu den einfachen Staaten können auch Länder mit durchbrochenen Grenzlinien, also solche mit vorgelagerten, womöglich unselbständigen Küsten- oder Festlandsinseln gerechnet werden, wie Norwegen, Jugoslawien, Holland, wohl auch Schweden und Frankreich. Die einfachen Staaten sind naturgemäß stärker als die mehrteiligen.

Mehrteilige Staaten bestehen aus mehreren räumlich getrennten Gebieten von gewisser Selbständigkeit. In der Regel, wie in Dänemark, übernimmt der größere Teil die politische Führung. Von Natur aus mehrteilig sind die Insel- und die meisten Halbinselstaaten. Diese besitzen einen festländischen Hauptteil (Italien, Griechenland, Dänemark), jene sind selten; denn große Staaten entwickeln sich stets durch Ausdehnung nur aus kleinen und da bietet nur das Festland Raum, da die bewohnbaren Inseln, außer Australien und Neuseeland, zu klein sind. Großbritannien und Japan sind zwar von Hause aus auch Inselstaaten; beide waren aber mit ihrer insularen Existenz nicht zufrieden und suchten sich deshalb über das Festland auszudehnen: England ging nach Frankreich und später in alle außereuropäischen Erdteile, Japan nach Ostasien. So bilden sie also eine Mischung von Insel- und Kontinentalstaaten, deren politischer Kern aber insular ist, so daß man sie vielleicht als Inselgroßstaaten ansprechen könnte.

Die insulare Zersplitterung ist von Nachteil, der um so größer ist, je weiter die Teile voneinander entfernt sind; unter allen Umständen wird die Grenze verlängert, werden die Angriffspunkte vermehrt und wird dadurch die Verteidigung infolge Zersplitterung der Kräfte erschwert.

Das ist auch ein wichtiger Grund für die Halbinselstaaten sich ebenfalls auf dem festländischen Hauptteil auszubreiten, ihn zu vergrößern (Italien, Griechenland, Dänemark). Überdies fühlen sie sich, wie namentlich die Inselstaaten, vom Festlande angezogen. Außerdem hat jeder Staat mit starkem Lebenswillen das Bestreben, unbeirrt durch Sentimentalität, sich auszudehnen, zumal wenn er merkt, daß der Lebensraum anfängt zu klein zu werden.

Am meisten benachteiligt sind die sogenannten Enklavenstaaten. Die Teile sind hier nicht durchs Meer, sondern durchs Land voneinander getrennt. Bis ins 19. Jahrhundert kamen sie in Europa, zumal in Deutschland, sehr häufig vor (auch Österreich bis 1918). Preußen behielt diesen Charakter bis 1866, ja eigentlich bis heute (noch 14 En- und Enklaven). Eine zersplitterte Form weisen noch Sachsen (mit 14 Enklaven), Bayern, Oldenburg, Braunschweig (28) und Thüringen (7) auf. Der größte Enklavenstaat ist die Union mit den Enklaven Alaska, Hawaii und der Panamakanalzone; dann kommt jetzt leider unser Vaterland selbst mit Ostpreußen, das damit eine lebensgefährliche Verwundung erlitten hat (Abb. 1 u. 4).

Ist schon insulare Zerrissenheit ein Zeichen von Schwäche, so gilt das erst recht für ein Land, zwischen dessen Teilen fremde Staaten liegen (Belgien und Österreich vor 1792). Sie sind deshalb meist Herde der Unzufriedenheit und politischen Unruhe, besonders für die Nachbarn. Kluge Staatsmänner oder starker Lebenswille suchen daher diese zerstreuten Trümmer zu einem geschlossenen Gebäude zu vereinigen (Preußen) oder gegen anliegende zu vertauschen, ohne daß man das als Machtpolitik bezeichnen könnte. So wird die Union voraussichtlich eine räumliche Verbindung mit dem Panamakanal und wohl auch mit Alaska gewinnen, so suchte Joseph II. Belgien gegen das ärmere, aber benachbarte Bayern umzutauschen; solche Tauschhandlungen wurden besonders zur Napoleonischen Zeit vorgenommen.

Auch die Kolonialstaaten, d. h. die Staaten mit überseeischen Besitzungen, können rein territorial den mehrteiligen Staaten zugerechnet werden.

### b) Umrißformen.

Fast noch wichtiger als die Geschlossenheit ist die günstige Umrißform eines Staates. In ihr spiegeln sich aber nicht nur die Eigentümlichkeiten der Bodenbeschaffenheit oder der geschichtlichen Schicksale des Volkes sondern manchmal auch die unglaubliche Willkür des Siegers wieder.

Da eine kurze Grenze leichter zu verteidigen ist als eine lange, so ist die kreisförmige Gestalt die günstigste; ihr am nächsten kommt das Chinesische Reich. Nicht schlecht sind eckige geometrische Figuren, wie Quadrate (Spanien),

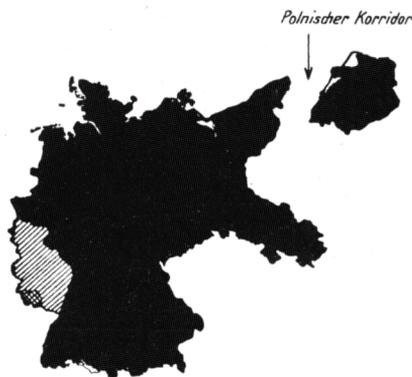


Abb. 1. Zersplittertes Rumpfdeutschland („Enklavenstaat“).

Fünfecke (Frankreich), Dreiecke (Uruguay,) Vierecke (Union, Rußland, Rumänien).

Im Gegensatz hierzu stehen die Longitudinalstaaten, welche die Form langer Streifen zeigen, wie das Reich Lothars, das ehemalige Österreich (noch obendrein recht zerrissen), die Tschechoslowakei, welche einen ausgestreckten, gekrümmten „Finger“ darstellt (Abb. 5 u. 16), Großbritannien; bei einigen (Chile, Italien, Albanien) ist augenscheinlich in erster Linie der Verlauf des Gebirges dafür verantwortlich. Ihre Grenze ist schwerer zu verteidigen als die der anderen Staaten. Das gilt namentlich auch von einer Abart dieser Formen, den sichelförmigen Staaten (Griechenland, Österreich). Die umfassende ehemalige österreichische Reichshälfte gewann daher erst durch das einst behäbig abgerundete Ungarn und durch Bosnien-Herzegowina eine natürliche Gestalt und

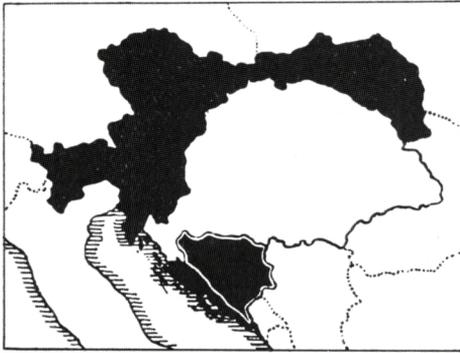


Abb. 2. Österreich („Eichelhaat“),  
Ungarn umklammernd.

einen festen Rückhalt (Abb. 2). Auch das ehemalige Rumänien hatte es daher nicht nur aus nationalen Gründen auf Siebenbürgen abgesehen. Eine ganz willkürliche Form bekam Ungarn.

Ungünstig ist ferner die gebuchtete oder gefeilte oder gelappte Gestalt, wie wir das an Deutschland sehen. Deshalb geschahen die Erwerbungen bei der zweiten Teilung Polens (Abb. 3) und deshalb suchten wir im Weltkrieg mit Polen wieder in ein enges Verhältnis zu kommen. Außer den großen Lappen und Buchten besitzt

Deutschland aber noch eine Anzahl kleinerer, die alle unsere Grenzen schwächen (Abb. 4).

Die Umrißform erhöht oder schwächt nämlich in hohem Maße die Sicherheit und damit das Leben eines Staates. Ist sie ungünstig, so fühlt sich der Staat immer bedroht, kommt also nicht zur Ruhe und Zufriedenheit, glaubt vielmehr durch die Lebensnotwendigkeiten zu einer Besserung der Form gezwungen zu sein. So kann die Umrißform die Politik eines Staates beeinflussen, wenn das vielfach auch nur zur Verschleierung des ungesunden Egoismus dienen muß.

Beim Vortreiben von Keilen oder beim Abschnüren von Lappen oder Zipfeln handelt es sich selten oder nie um Lebensnotwendigkeiten oder völkische Gründe, sondern um reine Machtpolitik.

Angeblich um die „Form“ zu verbessern, aus völkischen und andern Gründen, griff z. B. Italien nach dem „Zipfel“ Südtirol und aus den gleichen Gründen schaueten viele Italiener nach den Schweizer Keilen, dem Canton Tessin und dem südöstlichen Graubünden, wo 1797 die Franzosen durch Wegnahme von Vormio (Worms), Chiavenna (Gefen) und dem Belkin die behäbige Abrundung an 3 Stellen zerstörten und eine gelappte Front erzeugten (Abb. 8). Das Längstal des Inn (Engadin)-Ma-

loja-Bergell scheint sie zu reizn und nun führt eine weitere Straße, die von Mals (südlich der Reschenscheideck) durchs Münstertal, zum Engadin. Von Reschenscheideck und Chiabenna aus ließe sich das ganze Tal leicht abdrücken. Manche Italiener erblicken eine Besserung der Form erst in der Grenze St. Gotthard-Bodensee-Alpennordrand (Abb. 26) und sähen am liebsten außerdem eine Aufteilung des vorspringenden Kantons Wallis zwischen sich und den Franzosen. Die Schweiz ist nämlich auch noch von Frankreich bedroht, und zwar vor allem in ihrer von diesem umklammerten Genfer Ede. Diese ist, nachdem Frankreich 1919 die militärische Neutralisation (seit 1815) des 1860 gewonnenen Gebietes südlich vom Genfer See (Hochsavoyens) und die drei Freizollzonen am Genfer See aufgehoben hat (jetzt riesige französische Zollanlagen vor Genf), gefährdet. Genf, die natürliche Hauptstadt Savoyens, der heutige

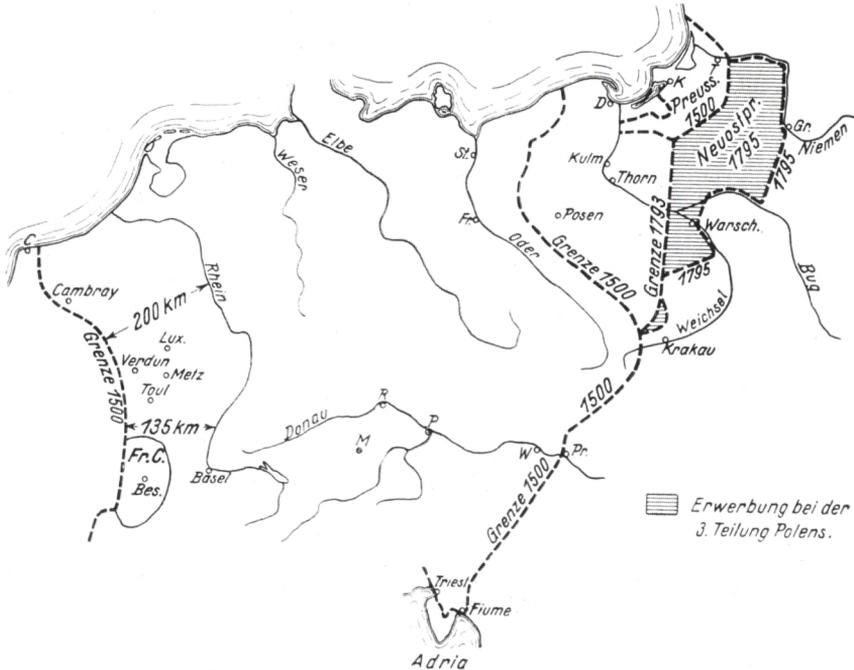


Abb. 3. Grenze Deutschlands 1500 mit Anteil an der Adria. Grenze nach der poln. Teilung.

Sitz des B6lkerbundes, ist ja schon seit Jahrhunderten eines der vornehmsten Ziele franz6sischer Annezi6ns- und Durchdringungslust. 1914 lebten dort 6ber 50000 Nationalfranzosen. Vorerst ist die Stadt Genf aus dem Verband ihres wirtschaftlichen Hinterlandes herausgerissen.

Viele Tschechen meinen, sie k6nnten aus ihrer keilf6rmigen Enge zwischen Deutschland und Osterreich nur herauskommen durch Gewinnung des bayerischen Ost- und 6sterreichischen Nordzipfels (mit neuem Angriffsteil bei Regensburg: Abb. 5) und durch Aufteilung Schlesiens zwischen sich und den Polen. Da diese ihre selbstgeschaffene Umrißform ebenfalls als unhaltbar und ihre Westflanke als bedroht ansehen, so glauben polnische Imperialisten diese verbessern zu k6nnen, wenn sie fast die ganze

Oder als Grenze erreichten (Abb. 5). Das von seinem Hauptteil abgeschnürte Ostpreußen betrachten sie ohnehin schon als sichere Beute (1466!).

Wir Deutsche haben 1815, 1866, 1870 und 1919 die Gefährlichkeit der Keile oder Buchten und der Lappen im Gegensatz zu unseren Nachbarn nicht erkannt; es kam uns nicht zum Bewußtsein, daß bei der Festsetzung der Gestalt auch die Militärs und die Karte, also die Geographie, ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, und veräußerten dabei ein Großdeutschland, womöglich mit viereckiger Gestalt zu schaffen. Wir ahnten nicht, daß andere Völker, besonders die Franzosen und Polen, wenn vielleicht auch unbewußt, Keil- und Abschnürungs-, nicht aber Erlösungs politik gegen ihre Nachbarn trieben (Abb. 4),

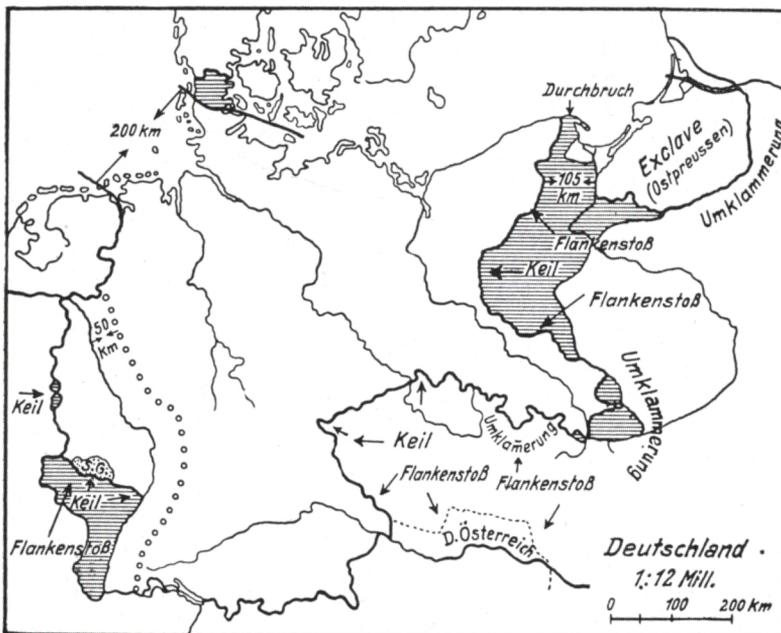


Abb. 4. Deutschland vor 1918 und jetzt („Rumpfdeutschland“). Gefährdet als Exklaven- und gebuchteter Staat. o o o o Neutrale Sonengrenze. Ent-riffene Grenzgebiete.

daß sie die Grenze als Front betrachteten, in die man Keile vortreibt, um einmal die „Front“ aufzurollen und aufzulockern und aus Gründen der Sicherheit, also mit „heiligem Rechte“, den Gegner zur Zurücknahme seiner vorstehenden „Frontteile“ zu zwingen und so die ungünstig gewordene Umrißform auszugleichen.

So wurde nicht ohne unser Verschulden die geradlinige Westgrenze gegen Ende des 15. Jahrhunderts und die durch die 2. und zum Teil noch durch die 3. Teilung Polens günstig (abgesehen vom unglücklichen Neustpreussischen Zipfel) gestaltete Ostgrenze Preußens wieder zerstört (Abb. 3) und ein elsä-sischer, saarländischer und belgischer, ein tschechischer und polnischer Keil geschaffen,

ja, sogar ein Durchbruch durch unser Land gutgeheißen (Abb. 4), so daß unsere Grenzen Umklammerungen (Schlesien, Ostpreußen, Glazer Kessel) und Flankenstößen (Pfalz und Rheinland, Westpreußen und Pommern) ausgesetzt sind. Schon vorhandene Keile wurden 1919 vertieft und im polnischen Korridor ein Durchbruch bewerkstelligt, wie solche schon manchem Lande zum Verhängnis geworden sind. Würde sich Österreich uns anschließen, so würde eine Flankenüberwachung, ja Umklammerung der Tschechei eintreten, die diese und Deutschland wegen der Verschlechterung der Umrissform zu einem gegenseitig freundlichen Verhältnis zwingen würde. Daher der Widerstand der Tschechoslowakei, die sich übrigens einer leichten Flankenüberwachung von Südsachsen rühmen kann, das manche dortige Heißsporne tschechisch machen wollen (Abb. 5).

Während früher nur Ostpreußen durch den russisch-polnischen Keil bedroht war, bieten jetzt Deutschlands Umrisse an vielen Stellen sehr gefährliche Angriffsflächen für unsere Nachbarn dar und erhöhen unsere Unsicherheit. Im Westen besteht der elfässische Keil, damit man geographisch auf die Unsicherheit der lothringischen Flanken und die Notwendigkeit einer Buchtangleichung, mindestens durch Gewinnung des ganzen linken Rheinuferes, hinweisen kann.

Dagegen hoffen viele Deutsche, daß durch die Sicherheitspakte von Locarno 1925, durch die von uns der Versailler Vertrag und damit der Gebietsraub und die lebensgefährliche Umrissform, wenigstens der Keil im Südwesten, anerkannt wurden, dem Vordringen der Nachbarn ein Riegel vorgehoben würde.

### c) Grenze.

#### Beschaffenheit der Grenze.

Die Staatsgrenzen sind erstens Dauer- und zweitens politische Grenzen; jene trennen einen Staat von einem unbewohnbaren Gebiet, diese von einem anderen Staat.

Die Dauergrenzen bilden also natürliche Grenzsäume, breite Naturshranken oder natürliche Hindernisse, die ein weiteres Verschieben der Grenze für immer oder für lange Zeit unmöglich machen. Zu ihnen gehören Meer, Eis, Wüste, riesige Urwälder und Sumpfbiete. Einst bedeuteten sie einen gewissen Schutz, beim heutigen Stande der Technik ist dieser gering, wie sie auch die Ausdehnung eigentlich nicht mehr hindern. Sie können also überwunden werden: England ging über alle Meere, die ja heute sogar eine Völkerbrücke geworden sind, Spanien nach Amerika, Frankreich nach Nordafrika und durch die Sahara nach dem Sudan, Rußland in die Wüsten Asiens, Deutschland durch die Namib und die Pripetkümpfe, Belgien in den Kongo-Urwald. Dagegen schützt das Eis Rußland im Norden und hemmt das Vordringen in Grönland und der Antarktis, schützte die Wüste den Suezkanal vor den Deutschen, und Innerarabien und Sybien u. a. vor fremder Herrschaft.

Viel wichtiger als die Dauer- sind die politischen Grenzen. Sie sind 1. ebenfalls meistens Naturgrenzen, die a) manchmal schon von Hause aus, also ursprüngliche, natürliche Grenzsäume sind, demnach einst ein weiteres Vordringen, wenigstens eine Zeitlang, hemmten, b) erst später zu Grenzen, Grenzlinien, d. h. mehr oder weniger breiten Streifen, oft aus Grenzsäumen

entstanden, gemacht wurden; 2. willkürliche, künstlich gezogene Grenzlinien, wobei der stärkere Staat meist den Ausschlag gibt.

1. a) Die ursprünglichen politischen Grenzsäume waren von jeher bei Naturvölkern beliebt, wo sie aus menschenleeren oder -armen, herrenlosen, unmeßbaren Urwäldern und Gebirgen, aus Sümpfen und Seen bestanden (vielfach in Afrika, auf Neuguinea; aber auch zwischen Indien und Tibet-Afghanistan, zwischen Chile und Argentinien, China und Sibirien, früher Mexiko und Union, Frankreich und Spanien).

Solche politischen Landsäume wurden nicht selten auch durch Vereinbarung aus Schutzbedürfnis abgegrenzt. Hier spielen Waldstreifen, Sichten und Odländer eine wichtige Rolle. Dazu gehören die neutralen Zonen, z. B. auf der Landenge von Gibraltar, in Amerika, Asien, Südafrika. Im Versailler Frieden erzwangen die Feinde die Festsetzung einer 50 km breiten Zone rechts vom Rhein, in der Deutschland weder Truppen noch Befestigungen gestattet sind (Abb. 4). Merkwürdigerweise verläuft deren Ostgrenze weit auf dem Osthang von Schwarz- und Odenwald.

Einem ähnlichen Bedürfnis dienen die sogenannten Pufferstaaten und viele neutrale Länder, wie Belgien (bis 1914), Holland, Albanien, Schweiz, Polen (1916 für, seit 1919 aber gegen uns), die baltischen Staaten, Afghanistan, Siam, Bessarabien; angeblich deshalb sollte auch eine „Rheinische Republik“ geschaffen werden. Das heutige Deutschland ist eigentlich auch ein Pufferstaat, zu dem es von seiner Weltstellung herabgesunken ist. England schuf in Palästina auf Wunsch der Banken in Wallstreet und der Zionisten angeblich ein nationales jüdisches Zentrum, in Wirklichkeit einen Puffer- und gleichzeitig Durchgangstaat zwischen Ägypten und Indien, der zugleich die Rolle eines britischen Vorpostens nach Osten zu spielen hat.

b) Der zunehmende Verkehr, die wachsende Bevölkerung, die Sucht nach Ädern und Mineralreichtümern, aber auch die fortschreitende geographische Erforschung ließen das trennende Grenzland früherer Zeiten immer mehr zusammenschmelzen, bis sich schließlich aus dem Grenzsäum die Grenzlinie entwickelte. Diese mußte aber später ebensogut durch die Staatsmänner festgelegt werden wie die anderen Naturgrenzlinien, die man nach Übereinkunft aus Zweckmäßigkeitsgründen morphologischen Bodenverhältnissen anpaßte. Alle politischen Grenzlinien stellen daher reine Machtgrenzen dar (Rheintal und Jura gegen Frankreich).

2. In neuerer Zeit, besonders nach dem Weltkrieg, zog man oft ganz willkürliche Grenzlinien, die sich gar nicht an natürliche Verhältnisse anlehnen, so daß Markierung (mit Steinen, Pfählen, Gräben) notwendig ist (Deutschland und Ungarn 1918). Früher errichtete man sogar Wälle und Mauern, welche die natürliche Grenze ersetzen sollten. Berühmte Kunstgrenzen waren die Chinesische Mauer, der Limes, Hadrianswall, die Trajanswälle und das Danenwerk.

Zu den künstlichen, aber ja nicht zu den natürlichen Grenzlinien zählt man mit Recht auch die völkischen Grenzen. Alle Grenzen, also die Dauer- und politischen Grenzen, sind Bewegungsgrenzen. Nur ist die Grenzlinie empfindlicher als der Grenzsäum, der einer fortschreitenden Bewegung vorübergehend Halt gebieten kann, bedarf deshalb einer genauen Festlegung.

Zu den Naturgrenzen rechnet man also die meisten Grenzen, soweit sie eben von der Natur vorgezeichnet sind (natürliche Grenzsäume und -linien).

Die politischen Grenzen, die also vertraglich festgesetzt sind, bezeichnete Briand als heilig und unberührbar, da sie papierene Grenzen seien.

### Stärke und Schwäche der Grenze.

Eine Grenze soll so gelegt sein, daß hier die innere Wirksamkeit der angrenzenden Völker aufhört und völlig veränderte Verhältnisse Platz greifen. Außerdem ist jede Grenzführung zu vermeiden, die der Nachbar als Bedrohung auffassen kann. Vor dem Weltkriege verliefen die Grenzen auch im großen und ganzen getreu dieser Forderung. Erst dieser hat alles verwirrt und Grenzen geschaffen, die dieser Ansicht überall zuwiderlaufen, in die Lebensinteressen des Nachbarn hineinstoßen, seine Sicherheit bedrohen und so eine Quelle nie versiegender Zwistigkeiten bilden. Das gilt besonders von der deutschen Grenze gegen Polen, wo die Grenzlinien so willkürlich und wir gezogen sind, daß man fast annehmen könnte, sie seien nur zur Schaffung dauernder Konflikte so bestimmt worden. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Ungarn.

Es läßt sich allerdings oft beim besten Willen keine alle Teile befriedigende Grenze ziehen, da Klima, Bodenformen, Gewässersysteme, Wirtschaft und sogar die Menschen von einem ins andere Land übergreifen.

Trotzdem spricht man von Grenzen, die anzustreben seien, weil sie ihre Aufgabe gut erfüllen. Welches ist nun ihre Aufgabe? Die Staatsgrenzen sollen (nach Supan) 1. deutlich trennen, 2. gegen feindliche Angriffe schützen und 3. trotzdem den beiderseitigen Verkehr möglichst wenig stören. Keine Grenze besitzt alle drei Eigenschaften zusammen, zumal 2 und 3 einander zu widersprechen scheinen, keine ist also absolut gut, selten ist aber auch eine ganz schlecht; gute und schlechte Grenzen sind eben relative Begriffe. Eine vorzügliche Schutzgrenze kann verkehrshemmend und auch undeutlich sein, während eine gute Verkehrsgrenze hinwiederum oft der nötigen Schutzsicherheit und der deutlichen Trennung (deutsche Ostgrenze, Ungarn) entbehrt.

Am ehesten erfüllen die Naturgrenzen wenigstens eine der drei genannten Bedingungen. Die sind mehr oder weniger deutliche Trennungslinien, erleichtern die Anlage von Verteidigungswerken und erschweren wenigstens für ein paar Tage den feindlichen Vormarsch. Auch die künstlichen Mauern und Wälle bildeten einst eine erkennbare Grenzlinie, schützten das dahinter liegende Land vor Überfällen und erleichterten die Grenzaufsicht.

Eine gute Grenze bildet das Meer; doch ist es kein so schützender Mantel, wie man früher annahm und wie das einst auch zur Zeit unentwickelter Schifffahrt wirklich der Fall war. Aber es ist eine deutliche Trennungsfläche und dient in hervorragendem Maße dem Verkehr. Mit der Meeresgrenze besitzt auch das Angrenzen an wirklich neutrale Länder und Pufferstaaten eine gewisse Ähnlichkeit; es erfüllt alle drei Aufgaben meist in genügender Weise (s. Weltkrieg).

Auch die Wüste bildet keine gute Grenze, besonders wenn sie von un-zivilisierten Nomaden bewohnt wird (Arabische Wüste), doch sind einige Wüsten noch sichere Schutzgrenzen.

Das gilt noch mehr vom Eis, das außerdem deutlich trennt; dagegen bleibt es dem Verkehr verschlossen, was jenen Vorteil wieder aufhebt.

Ähnliches läßt sich von Urwäldern und riesigen Sumpfbereichen sagen, die noch heute dem Vordringen große Schwierigkeiten bereiten können.

Flüsse erfreuten sich als Naturgrenzen stets einer besonderen Beliebtheit, wohl deshalb, weil sie weithin erkennbare Trennungslinien sind. Von einem gewissen Schutz durch den Fluß kann aber vielleicht nur dann gesprochen werden, wenn der Landverkehr nur an wenige Örtlichkeiten (Brücken und Furten) gebunden ist, besonders aber, wenn die Wassermassen ungeheuer groß (Kongo) oder die Ufer weithin versumpft sind (untere Donau), oder schluchtartige, breite Erosionstäler bilden (Galizien). Doch wurden auch diese von jeher, namentlich im Weltkriege, manchmal rasch überwunden (Donau durch Goten; Wolga und die sibirischen Flüsse).

Ein Fluß, der eine Ebene, auch breite Talebene durchfließt (Rhein), erfüllt dagegen keine drei Aufgaben. Daher ist z. B. der Rhein keine wahre Grenzlinie, ist es auch nie gewesen. Dazu kommt, daß der Rhein die Bewohner beider Ufer zum gewaltigen Verkehrsstrom zusammenschließt, daß ferner links und rechts vom Rhein gleiches Volk, gleiches Klima, gleiches Land und gleiche Kultur vorhanden ist, genau wie an der Rhone und mehr noch als am Po. Warum haben Frankreich und Italien dort nicht Halt gemacht? Sogar Engländer mußten zugeben, daß die Landwirtschaft, die Denkmäler, Sprache und Bauweise im Elsaß sich in nichts von allem rechts des Rheins unterscheiden. Weil Frankreich selbst weiß, daß das Land am Rhein eine unteilbare Einheit ist, wollen viele Franzosen auch auf das rechte Ufer hinübergreifen.

Viel genannt als gute Naturgrenzen werden immer die Gebirge und Hauptwasserscheiden. Doch macht deren mannigfaltige Gestaltung das Problem der bedingt besten Naturgrenze verwickelt, ja die Hauptwasserscheide ist als solche schon längst widerlegt, daher abzulehnen. Denn scharfe Kämme, die zugleich Wasserscheiden bilden, bleiben auf das Hochgebirge beschränkt, sind also verhältnismäßig selten. Außerdem bildet dort die Zone der höchsten Gipfel oft keine zusammenhängende Kette (südchilenische Anden), so daß die Wasserscheide nicht auf den höchsten Ketten, sondern vielfach sogar ganz flach liegt, also sog. Talwasserscheiden bildet (auf vielen Pässen). Dann muß dort erst wie auf breiten Rücken, wo die Wasserscheide die Form eines Grenzfaumes annimmt, eine Linie gelegt werden, so daß die politische Grenze etwas vom Charakter einer natürlichen verliert. Gewiß bieten die hohen Kämme Schutz, aber ebensogut auch schluchtartige Talengen. Daher steigt die Grenze in ausgedehnten Kettengebirgen oft in solche Täler hinab (Alpen), wie denn dort aus verschiedenen, manchmal auch politischen Gründen die Grenzlinie häufig von einem Kämme auf den anderen überspringt und dabei Täler durchquert, ohne dabei der Wasserscheide treu zu bleiben.

Im Flachland ist der Einfluß der Wasserscheide auf die Grenze natürlich noch viel geringer als im Gebirge und tritt entschieden hinter dem deutlich erkennbaren Fluß zurück.

Namentlich Italien vertritt den Standpunkt, daß die periadriatische Wasserscheide als „natürliche“ Grenze seines Gebietes anzustreben sei. Es handelt sich hierbei

besonders um das Tessin bis zum St. Gotthard, das von den drei zu erlösenden T allein noch nicht befreit ist, um Graubünden oder Teile davon (Abb. 7), Albanien und Dalmatien. Deshalb mußte, z. T. wenigstens, auch Südtirol italienisch werden. Ein andermal hieß es allerdings wieder, es sei aus strategischen Gründen geschehen! Andererseits denkt Italien aber nicht daran, die Gebiete aufzugeben, die an der französischen, schweizerischen und österreichischen Grenze über die Wasserscheiden „hinüberlappen“.

Die Pässe bedeuten nicht Scheiden, sondern Verbindung, so daß Völker über die Pässe hinübergreifen (Deutsche über den Brenner, die Sudetenpässe, den Böhmerwald), und wenn sie nicht hinübergehen (St. Gotthard), so ist das Streben, die Pässe zu überwinden, so kräftig, daß die Staatenbildung auch über Sprach- und Volkstumsgrenzen hinwegschreitet (über St. Gotthard zum Ranton Tessin). Wasserscheiden sind also auch aus diesem Grunde als Grenzen ein Widersinn (besonders Tirol im Brenner). Daß der Besitz der einen Seite des PASSES auch den der anderen Seite erstrebenswert macht, ist eben zum geographischen Gesetz geworden. So haben die Pässe der Karpathen im Weltkriege die Russen geradezu in die ungarische Tiefebene hinabgejagt! Daher denken viele Italiener entgegen ihrem Prinzip im Ernste nicht daran an den Pässen haltzumachen. Allerdings geschieht das aus Imperialismus, nicht aber deshalb, weil sie sich ebenfalls dem genannten Gesetz nicht entziehen könnten.

Die Gebirge bilden heute noch beliebte Grenzen (besonders Pyrenäen, Alpen, Scandinavisches Gebirge); doch gewähren sie wie die meisten anderen Naturgrenzen heutzutage und vielfach schon früher (Alpen gegen Italien) keinen dauernden Schutz. Das sieht man am besten an Spanien und Italien, die beide von der See und über die Gebirge wiederholt von Eroberern heimgesucht wurden, aber auch an Westdeutschland, das gerade die „schützenden“ Gebirge im Westen an Frankreich verloren hat.

Aber schon von jeher dienen die Gebirge gewöhnlich eine Zeitlang, also vorübergehend, als Grenze (Vogesen, Maashöhen; Alpen; s. auch Entwicklung des Osmanischen Reiches), um dann überwunden zu werden (Völkerwanderung, Indien, Anden, Alpen zur Römerzeit); sie ziehen sogar die Völker an sich, besonders wenn Flüsse aus ihnen herausgehen, und verführen sie, zum Teil wohl aus Schutzbedürfnis, den Flüssen folgend, sich ihrer ganz zu bemächtigen (Hineinwachsen der Römer in den Appenin und der Osmanen in die Grenzgebirge, der Bayern in die Alpen, der Franzosen in die Vogesen), bis schließlich nicht Kamm und Wasserscheide, sondern bezeichnenderweise der entgegengesetzte Fuß eines Gebirges Grenze wird (stellenweise die Anden) oder richtiger der Rand, wo die Flüsse sich durch Engpässe den Weg ins Flachland oder ins Meer bahnen. Daher liegen die deutschen Naturgrenzen in den Alpen (nach Bend) nicht auf ihrem Hauptkamm, sondern an ihren südlichen Hängen (Bernner Klaus, in Friaul) und an der adriatischen Pforte bei Triest oder an der Adria selbst! Italien hat daher (nach Bend) geographisch an den Alpen keinen Anteil, sie sind vielmehr in ihrer ganzen Ausdehnung dem mitteleuropäischen Gebiet zuzusprechen.

Auch die Bayern verlegten aus obigem Grunde früher die Grenze bis zum südlichen Alpenrande und viele Italiener betrachteten nun, mitbestimmt durch die Umrißform, umgekehrt den nördlichen Alpenrand als ihnen „natürlich“ und

strategisch" erscheinende Grenze, nachdem sie bisher, im Widerspruch dazu, Kamm und Wasserscheide als die erstrebenswerten, so notwendigen und vor-  
trefflichen Naturgrenzen bezeichnet haben.

Wie wird die Wasserscheide als Grenze gelobt, bis man oben steht und findet, daß ein vorgelagertes Glacis zu ihrem Schutze nötig sei! Nicht umsonst sind die Italiener im Oktober 1918 in Innsbruck eingezogen, wenn sie Clemenceau auch bald wieder hinauswies. Nordtirol ist für sie das Vorgelände der Alpen-  
festung, die sie ganz besitzen wollen! Daher suchten sie es wirtschaftlich zu durch-



Abb. 5. Die weitere Verstärkung Deutschlands und die Balkanisierung (Bufferstaaten) Mitteleuropas nach tschechischen Plänen.

dringen (Plan der Errichtung eines italienischen Zollamtes in Innsbruck). So verließen auch die Franzosen die Maashöhen und die Vogesen, ihre eigent-  
lichen und für sie wesentlich günstigeren Grenzen als für die Deutschen, weil sie ja die Kämme beherrschten. Und viele Tschechen schauen nun über Erzgebirge  
nach Sachsen und über Böhmerwald nach Bayern herein.

Die Gebirge wirken eben wie die Flüsse nicht völkerscheidend (Alpenkamm). Schon daraus ersieht man, was von dem lauten Ruf nach  
sogenannten „Natur“- oder richtiger „natürlichen“ Grenzen zu halten ist. Unsere ehemaligen Gegner verstehen darunter nämlich nicht nur die wirklichen  
Naturgrenzen, besonders Gebirge und Flüsse, sondern auch die sogenannten nationalen oder völkischen, also künstliche Grenzen, ja sie rechnen zu den „natür-  
lichen“ Grenzen sogar historische und endlich seit 1919 (Verjailles) auch strate-  
gische (oder militärische) oder Sicherheitsgrenzen (besonders frei von fremden

steilen) und endlich sogar wirtschaftliche (Polen muß einen Zugang zum Meere haben.) Es war gerade Präsident Wilson, der von klar erkennbaren nationalen Grenzen redete und versprach, die Gebiete gerecht nach der Abstammung und der Volkzugehörigkeit der Bewohner zu verteilen.

Selbstverständlich spielt bei den „natürlichen Grenzen“ die Umrißform eine große Rolle. Auf die Grenze selbst kommt es dabei gar nicht an, sondern auf die Bedeutung des zu gewinnenden Landes, worauf man im Namen der Natur und des Volkstums oder der Geschichte (Abb. 5) und Sicherheit oder Strategie Anspruch erheben „kann“. Franzosen wollen deshalb das linke Rheinufer mit Brückenköpfen auf dem rechten und mit dem Ruhrgebiet; endlich handelt es sich anscheinend oft auch darum, die Keil- und Abschnürungspolitik zu verschleiern.

Man denke nur an Frankreich, das einst die Gebirgsgrenzen verließ und den Rhein als wahre, natürliche Grenze pries. Das hinderte es aber nicht die Grenze zur Zeit Napoleons bis zur Elbe und zum Böhmerwald zu verlegen; auch jetzt wollen viele Franzosen am Rhein nicht haltmachen, obwohl dieser als geschichtliche, was er nie war, und wahre strategische oder Sicherheitsgrenze bezeichnet wird.

Napoleon überschritt auch die zwei anderen „Naturgrenzen“, die Pyrenäen und Westalpen. Und die Engländer verlegten die westlichen „natürlichen Grenzen“ Indiens von den Suleimanketten nach Persien, dann, wenigstens hypothetisch, nach dem Euphrat und jetzt bis ans Mittelmeer und zum Nil, die nördlichen vom Himalaya zum Tarimbecken. Deren amerikanische „Bettern“ schoben die „Naturgrenze“ rückweise nach Westen vor und erblickten sie jetzt im Süd- und Nordende Amerikas. Auch Italien wollte „natürliche Grenzen“ haben, weshalb alsbald der Ruf erscholl von Italia fino al Brennero und den natürlichen Ansprüchen Italiens auf die gesamten Küstengebiete der Adria. Der zwischen Italien und Albanien 1926 abgeschlossene Freundschaftsvertrag von Tirana bezweckt für Rom die völlige Abriegelung der südlichen Adria. Dabei werden ebenfalls die Geschichte und strategische Sicherheit als Grund angeführt, aber auch die Gewässerkunde und Geologie als Zeugen genannt, um die Grenzen hinauszuschieben, um die Machtentwicklung Italiens nach dem Osten, zunächst auf dem Balkan, zu begründen. So stammt nach italienischer Auffassung das Meerwasser der Adria vom Po und den übrigen italienischen Alpenflüssen, und die Adria wird einmal von deren Sinkstoffen ausgefüllt werden (Abb. 6). Eifrige Faschisten sind auf noch weit höhere Grenzen gekommen: sie behaupten nämlich, daß die italienische Grenze sogar von der unfehlbaren Hand Gottes gezeichnet sei und vielleicht sogar mit dem Limes der Römer zusammenfalle, überhaupt könne Rom auf den früheren Umfang des Römischen Reiches Anspruch erheben (Abb. 7).

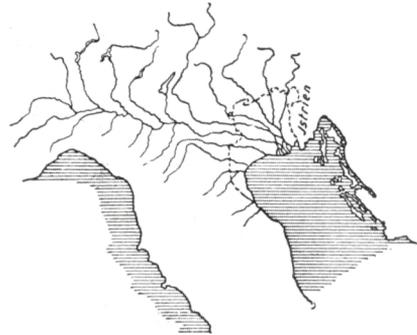


Abb. 6. Wie Istrien im Laufe der Zeit mit der Lombardei verwächst. Eine italienische Propagandalatte.

Die „natürlichen Grenzen“ wurzeln nicht in der Natur selbst, sondern in den Köpfen phantastischer Schwärmer, meistens aber in denen kalter Machtpolitiker oder Imperialisten, die nach einem kräftigen populären Schlagwort suchen. Da außerdem nicht alle Staaten, am wenigsten Deutschland, Öster-

reich, Ungarn und Bulgarien, ein Recht auf „Naturgrenzen“ beanspruchen dürfen, so ist der Ruf nach ihnen nicht berechtigt. Das gilt ganz besonders von den historischen und strategischen Grenzen.

Naturgrenzen sind heute im Zeitalter des Imperialismus nur mehr Idealgrenzen, die sich auf den physischen und Völkertypen recht gut ausnehmen, vielleicht aber gerade deshalb angestrebt werden müssen, nicht aber deswegen von den imperialistischen Staaten angestrebt werden. Sie entbehren ja eigentlich der inneren und äußeren Berechtigung, soweit nicht dadurch eine Besserung der Grenzen, Umrißform und Geschlossenheit, also kurz der Gestalt, erreicht wird, die jeder Staat anstreben darf und ev. sogar anstreben muß, wenn es eben seine Lebensnotwendigkeiten verlangen.

Das gilt auch von den „völkischen“ Grenzen, die im Kern ebenfalls eine gewisse Berechtigung haben, da jeder Staat seine Volksgenossen in sich einbezogen sehen will, besonders, wenn dadurch auch noch die Gestalt verbessert wird. Von ihnen wurde namentlich während des Weltkrieges gesprochen, selbstverständlich nur im Sinne der feindlichen Staaten. Sie sind so alt wie das Nationalitätsprinzip, wurden aber erst mit dessen starker Betonung durch die Entente während des Krieges ganz in den Vordergrund der Geopolitik gerückt. Die Gegner bezeichneten sie als „Lebensfragen“ für ihre Staaten, aber nur — soweit dadurch fremde Gebiete einverleibt oder fremde Staaten aufgeteilt werden konnten.

In Wirklichkeit hat kein Volk ein Anrecht auf eine ganz bestimmte Natur- oder „natürliche“ Grenze, also auch nicht auf völkische und physische, weil kein Kulturstaat in allen Einzelheiten durch seine „natürlichen“ Grenzen vom Nachbarlande abzugrenzen ist. Ein solches Prinzip kann daher von größtem Unheil und eine gefährliche Quelle politischer Unruhen werden, besonders wenn

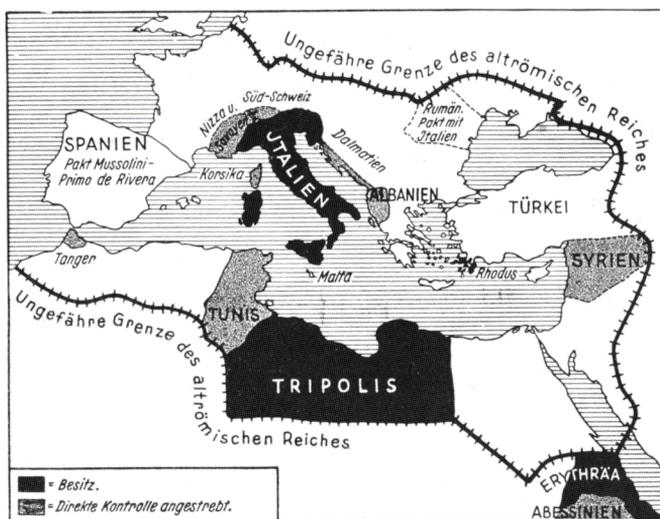


Abb. 7. Die Idee der italienischen Mittelmeerherrschaft.

dadurch der nackten Eroberungssucht ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt oder wenn es bis in die äußersten Konsequenzen verfolgt wird.

Solange allerdings unsere ehemaligen Gegner und die Neutralen von „Naturgrenzen“ sprechen und sie anstreben, können wir nicht zurückbleiben, wenn wir nicht Objekt ihrer Bestrebungen werden wollen.

## 2. Die Lage der Staaten und Deutschland.

Die Stärke oder Schwäche eines Staates wird in hohem Grade auch durch die Lage beeinflusst. Es kommen aber hier nur die mathematische, geographische und politische Lage in Betracht.

### a) Mathematische oder Breitenlage.

Die geographische Breite ist in erster Linie entscheidend für das Klima und damit für den ganzen Staat; denn jede Staatenbildung ist im Grunde außer durch die Bodenbeschaffenheit nur noch durch das Klima bedingt, so daß man mit Recht auch von einer Klimalage sprechen kann. Das Klima beeinflusst auch die Gestalt, das Aussehen und den Charakter des Menschen (Indianer, Nordamerikaner).

Sind Klima und Boden gut, so stärkt das einen Staat und umgekehrt. Allerdings trägt auch der Mensch noch viel zur Stärke bei, wie sich ja Klima und Menschen ergänzen müssen. Das gemäßigte Klima weckt im allgemeinen am meisten den Fleiß und die Lebensfreude des Menschen, schafft also die günstigsten Bedingungen zur Staatenbildung (Deutschland, Belgien, Holland, Union, China; dagegen weniger fleißig Kastilien, Frankreich, Rußland).

Auch die subtropische Lage stärkt den Staat, da sie mannigfaltige Bodenerzeugnisse aufweist (China, Japan), die aber wegen der Regenarmut gewöhnlich nur mit eisernem Fleiß dem Lande abgerungen werden können (bei Römern, Phöniziern, Babyloniern und Ägyptern, auch in Chile).

Es ist daher geographisch wohl begründet, daß die Kultur der Alten Welt in den Subtropen ihren Ursprung nahm und in der gemäßigten Zone ihre größte Blüte erreichte.

Nachteilig ist die polare Lage (ausgenommen Süd-Island, sonst sind die Polarvölker wirtschaftlich und geistig sehr einfach) und die tropische Lage. Hier wirkt die feuchte Hitze erschlaffend und die Überfülle, namentlich die des Urwalds, ist vielfach kulturfeindlich und erhält den Menschen in angeborener Sorglosigkeit und Trägheit. Und doch gab es hier einmal reiche, blühende, auf hoher Kultur stehende Staaten: außer den Azteken- und Inkareichen, die trockene Höhenlage hatten, Altindien, viele Sudanreiche, das Mahaland, das ehemalige Singalese Reich. Es kommt eben auch auf den Menschen an. Hat sich dieser dem Klima angepaßt (Indien), so können gewisse Ideenverbindungen und religiöse Vorstellungen (Bazifismus und Kastenwesen, die Mystik) ungemein nachteilig wirken (auch auf Ceylon).

Auch der moderne Kulturstaat wird also in seinem Leben wesentlich durch die Breitenlage bestimmt.

b) Geographische Lage.

Unter geographischer Lage versteht man die Lage irgendeines geographischen Objektes zu einem beliebig anderen.

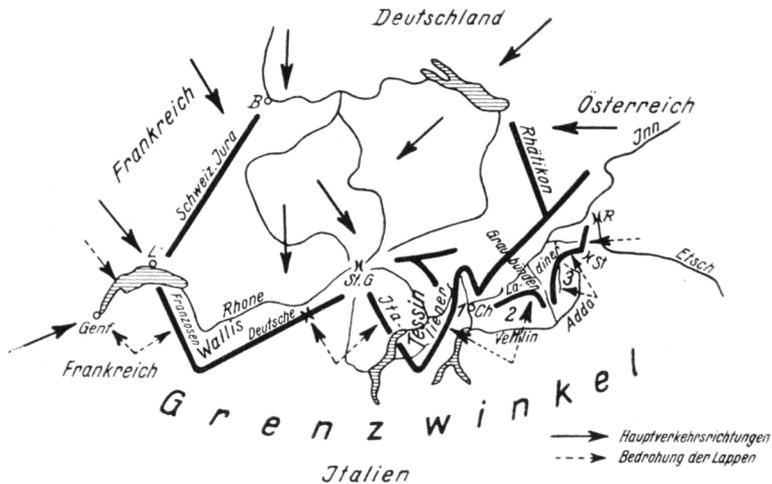
Von großer Wichtigkeit ist die Meereslage, d. h. die Lage an einem Meere.

Viel länger als das Meer hat die Wüste den menschlichen Überwindungsversuchen widerstanden. Sie wirkt noch heute in hohem Grade verkehrshindernd und abschließend. Das sieht man an den Atlasländern, an der Kalahari, am Tarimbecken, an Tripolis. Allmählich wird aber auch die Wüste durch die Eisenbahn, überhaupt durch die modernen technischen Mittel dem Verkehr erschlossen, wie in Deutschsüdwestafrika und der Sahara, wo Frankreich alles aufbietet, um die Wüste zu überwinden (auch durch Tanks).

Schwer angreifbar sind die große Dasengruppen umfassenden eigentlichen Wüstenstaaten. So schützte Ägypten im Weltkriege hauptsächlich der es umgebende Wüstengürtel (die Sinai- und Lybische Wüste) und Fessan und Libesti werden bis in die letzten Tage von mehr oder weniger freien Völkern bewohnt, wie sich auch im Innern Arabiens die Unabhängigkeit der Halbinsel vorbereiten konnte. Freilich hat die Wüstenlage auch ihre Nachteile, indem sie die betreffenden Völker meist kulturell zurückbleiben läßt.

Stärke und Schwäche halten sich bei der Hochgebirgslage ungefähr die Waagschale. Die Hochgebirgsschranke ist schon viel früher als bei der Wüste durchbrochen worden (Alpen, Pyrenäen, Tianschan, Anden und Mexiko); die Hochgebirge schützen eben heute nicht mehr. Und doch sind die Vorteile in klimatischer, wirtschaftlicher und völkischer Hinsicht nicht zu unterschätzen (Abessinien, Andenstaaten).

Wenn ein Staat an einem Gebirge mit vielen Durchgangspässen liegt, so spricht man von einer Paßlage. Die Paßstaaten sind sehr zahlreich (Tirol das



166. 8. Die Schweiz als Buffer-, Paß-, Binnen-, Zentral- und Durchgangstaat. Fluß- und gemäigte Lage. Der Süden gelappt und gefährdet. 1, 2, 3 Buchten Graubündens v. 1797: Chiavenna, Veltlin und Bormio.

Paßland des Brenner usw., die Schweiz das des Gotthard usw. und des Jura, Graubünden das der Bündener Pässe) und bilden meistens Pufferstaaten. Sie erfreuen sich einer zusammenfassenden Kraft, die wirksamer ist als die Kraft der Sprachengrenze (Schweiz; Graubünden allein vereinigt kraft seiner Pässe drei Sprachvölker). Ihre Stärke liegt außerdem in der Eifersucht der angrenzenden Staaten (Afghanistan verdankte z. B. sein Bestehen bis 1918 dem britisch-russischen Gegensatz), ihre Schwäche aber an der Abhängigkeit von diesen und an ihrem kleinen Umfang (Schweiz, Herzogtum Burgund). Ein sehr wichtiger Paßstaat ist Afghanistan zwischen dem russischen und britischen Weltreich; es ist im Besitze der Pässe zwischen diesen beiden, nämlich der Pässe, die von Britisch-Indien nach Russisch-Turkestan führen.

Von großer Bedeutung für den Staat ist die Flußlage. Die einen Flüsse weisen, auch wenn sie nicht schiffbar sind, dem Menschen den Weg zum Meer (Frankreich), andere verknüpfen verschiedene Landschaften (Deutschland) oder ganze Länder (Österreich-Ungarn nannte sich einst mit Recht den Donaustaat), wie die Donau Mitteleuropa mit dem Orient, oder erschließen solche der Gesittung (Ägyptischer Sudan und Abessinien durch den Nil, viele amerikanische Ströme) und Kultur (Donau nach Osten), viele fördern durch ihre Schiffbarkeit den Verkehr. Daher bedeutet es einen großen Übelstand für einen Staat, wenn ein großer, schiffbarer Fluß verschiedenen Völkern angehört.

Ein Fluß verknüpft mit seinen Zweigen die Volksteile oder Völker, die sein Stromgebiet bewohnen, wie mit starken Banden (Österreich). Sie genießen durch ihren Fluß gemeinsame Vorteile, erleiden durch ihn gemeinsame Schicksale (Rhein!). Durch ihre ganze Geschichte zieht sich gleichsam ihr Fluß wie ein leitender Faden hin (Rhein).

Immer und überall waren Flüsse die eigentlichen Lebensfäden; man darf vielleicht sogar behaupten, ein Volk ohne idealisierten Strom sei ein Volk ohne Geschichte und Dichtung. Wie der Römer den Tiber, der Franzose Loire und Garonne, so preisen wir unsere zwei Schicksalsströme: den Rhein und die Donau. Durch den Versailler Frieden wurden noch drei deutsche Ströme zu deutschen Schicksalsflüssen, die Elbe (Sudetendeutschland), die Oder (Oberschlesien) und die Weichsel (Danzig, Deutschpolen).

Es gilt der Grundsatz: Ein Staat wird gestärkt, wenn ein Fluß ihm ganz angehört, besonders auch die Mündung, namentlich, wenn diese ins Meer führt, und er wird geschwächt, wenn das nicht der Fall ist. Ferner soll der Staat die Mündung besitzen, der die Quelle sein eigen nennt und umgekehrt (Elbe!). Daher wollen viele Franzosen, nachdem ihr Land nun zu unserem Nachteil am Rheine teilnimmt, sich mit dem bisher Errungenen nicht zufrieden geben, sondern die Beherrschung des ganzen Rheines anstreben, wie sie Belgien als Mündungsland von Schelde und Maas als ihr künftiges Eigen betrachteten. Und viele Tschechen sehen in Hamburg eine tschechische Hafenstadt, weil die Elbe in ihrem Lande entspringt.

Der uneinheitliche Besitz eines Flusses gibt also immer Anlaß zur politischen Unruhe. Es sei nur erinnert an den einstigen Mississippistreit zwischen Engländern und Franzosen, die zur Quelle auch die Mündung besetzten, an die Bedeutung des Nil, der Elbe, Oder und Weichsel (heute polnisch) und besonders

der Donau. Das Donauproblem führte zum Weltkriege. Die Anlieger an der Donau erfuhren im Laufe von Jahrhunderten, welche Nachteile eine Flusslage in sich bergen kann. Wie viele Völker sind nicht die Donau auf- oder abwärts gezogen und mehrere haben versucht, sie ganz zu beherrschen. Österreich strebte, ja mußte streben, im Laufe der Jahrhunderte immer weiter donauabwärts vorzudringen, nachdem es nun einmal Flussstaat geworden war. Es wuchs deshalb sogar aus dem Deutschen Reiche heraus und schaute immer nach der Donau, nach dem Osten. Das war geographisch ganz natürlich; deshalb mußte es die Donau frei halten und konnte auf dem Balkan keine fremde große Macht dulden. Und wir mußten mit Österreich verbündet bleiben, wenn wir nach Bagdad gehen wollten und weil wir doch auch an der Donau liegen. Auch der Donaumündungsstaat Rumänien, der seine Bedeutung nur dem Flusse verdankt, war gezwungen, mit uns zusammenzugehen (Militärbündnis). Ein Fluß kann also die ganze Politik eines Staates entscheidend beeinflussen (auch Weichsel) und furchtbare Kriege hervorrufen. Das sah man neuerdings deutlich wieder am Mossulproblem.

Manche Staaten verdanken einem Fluß ihre Macht und Bedeutung, meist sogar ihr Dasein und ihre hohe Blüte (Ägypten, Babylonien und Assyrien, heute Mesopotamien, Kongokolonie, Siam, z. T. Venezuela und Belgien). Die Niederlande gelangten, als sie aus Handelsneid einst ihrem Mutterlande die Rheinmündung verschlossen, durch das Rhein- und Scheldedelta über Gebühr zu hoher Bedeutung. In gleicher Weise beruht Rumäniens Weltstellung wenigstens größtenteils auf der Herrschaft über das Donaudelta. Ein Land kann aber nur einen Fluß für sich beanspruchen, wenn es sich darum auch kümmert. Polen z. B. behauptet, die Weichsel sei sein Lebensstrom, sein Rückgrat, dieselbe Weichsel, die auf altpolnischem Gebiet fast unreguliert ist, während sie in Westpreußen musterhaft schiffbar gemacht war, bis dieses die Polen uns entriß.

### c) Politische Lage.

**1. Binnen- und abgeordnete Lage.** Die zwei Extreme politischer Lage bilden die Binnen- und abgeordnete Lage. Dort ist ein Staat rings von (mächtigen) Ländern umgeben (Schweiz, Deutsch-Österreich, Afghanistan, Tibet, Armenien, das ehemalige Rußland), hier besteht er aus landfernen Inseln (Neuseeland) mitten im Weltmeere.

Beide Lagen gelten als ungünstig. Ein Binnenstaat ist vom überseeischen Verkehr abgesperrt (Bemühungen der Schweiz im Weltkriege), braucht aber im Kriege ebensolche Feinde nicht zu fürchten. Er muß sich jedoch, besonders wenn er Puffer- oder Puffstaat ist, von den Welthändlern möglichst fern halten und sich mit allen Nachbarn gut stellen (Holland, Schweiz, Afghanistan), wenn er sich nicht einen mächtigen Beschützer sucht (Polen, Belgien, Tschechoslowakei).

Zu den abgeordneten Ländern gehören auch die eigentlichen Wüstenstaaten.

**2. Küstenlage.** Staaten mit mehr oder weniger ausgedehnter Meeresküste heißen Küstenlage. Dazu gehören a) die festlandnahen Inselstaaten, b) die maritimen Festlandstaaten, die aus a) den Halbinseln, β) den (maritimen) Zwischen- und γ) den Randstaaten bestehen, und endlich c) die festländischen Küstenstaaten.

a) Die festlandnahen Inselstaaten (Großbritannien und Japan) werden sowohl vom Meer wie vom Festland angezogen, so daß sie eine

zweispältige und oft schwankende Politik einschlagen: sie schauen über das Festland und über das Meer.

b) Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Halbinsel- (Spanien), die drei Fronten besitzen, und den Zwischen- oder Isthmusstaaten, die zwischen zwei warmen Meeren liegen (Union, Mexiko, Frankreich, eigentlich auch Dänemark) und wegen ihrer vier Fronten sich einer ungemein günstigen Weltlage erfreuen (besonders Frankreich und Union). Weniger trifft das auf die Randstaaten zu, d. h. auf die Küstenstaaten mit sehr langem Küstenrand (Norwegen, Rußland).

Die Insel- und maritimen Festlandstaaten nennt man auch See- oder maritime Staaten, weil sie über eine ausgedehnte Küste verfügen. Groß sind seit der Meerbezwungung im Frieden die Vorteile einer solchen Lage, aber nur wenn es sich um das offene Meer handelt (ausgenommen Frankreich, für das auch das Mittelmeer ungeheuer wichtig ist, und auch Mexiko), nicht aber bei Binnen- (Schweden, Italien, Griechenland, Rußland) und unwirtlichen Meeren (Rußland). Denn das Meer ist eine Völkerbrücke und äußerst verkehrsfördernd. Früher hemmte es den Verkehr außer bei kulturell hochstehenden Staaten (Mittelmeer). Außer dem Verkehr kann sich aber auch die Wirtschaft eines maritimen Staates infolge der Lage glänzend entwickeln (Holland, England, Amerika). Allerdings hängt hier vieles ab vom Lebenswillen eines Volkes (Normannen), vom Reichtum der Küstengliederung, von der wirtschaftlichen Bedeutung des Innern oder Hinterlandes, von dem Vorhandensein freier, schiffbarer Strommündungen und günstiger Gegentüsten (Ägäisches Meer, Atlantischer Ozean, Nordsee), von der Breitenlage und der Nähe wirtschaftlich hochentwickelter Staaten. Die Vorteile mehren sich also, wenn der Staat Durchgangs- oder Zentralland ist (S. 22).

Am günstigsten für die Entwicklung eines Staates ist die Insel- und Zwischenlage und unter Umständen (s. oben) auch die Halbinsellage (Spanien war erst Mittelmeer-, dann nach 1500 atlantische Weltmacht). So verdanken England, Japan und Frankreich der Meereslage ihre Weltmachtstellung, Dänemark der Nord- und Ostsee seine große Bedeutung. Noch günstiger liegen die Verhältnisse bei der Union und bei anderen amerikanischen Staaten (Kanada); auch Südafrika, Australien und Vorderindien verdanken der maritimen Lage einen guten Teil ihres Aufschwungs.

Wirtschaftlich und militärisch bedeutet jede maritime Lage Isolation (besonders Union); das gilt namentlich für die Inselstaaten, die sich darauf sehr viel einzubilden pflegten (England). In der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen sind sie auch unabhängiger als andere Staaten.

Aber schon hierin zeigen sich die Nachteile der maritimen Lage. Denn sie führt auch zur unmittelbaren Verbindung mit allen anderen Meeresküsten der Erde (außer den polaren), so daß ein maritimer Staat selbst mit dem fernsten unmittelbar in Krieg geraten kann; die Gefahr ist dann um so größer, je näher sie einander sind (England und Frankreich; Griechenland und Türkei; Union und Mexiko, China und Japan).

Das Meer an sich bietet eben keinen Schutz; einen solchen bietet nur eine große Flotte, weshalb der Inselstaat genau so auf militärischen Schutz angewiesen ist wie der Binnen- oder festländische Küstenstaat. Mit Recht hat daher Großbritannien sich nicht auf seine isolierte Lage verlassen, sondern